

# Die Neue Welt



Nr. 11

Illustrierte Unterhaltungsbeilage.

1897

## Der Hunger.

Ein Märchen, auch für große Kinder.  
Von Hermann Faber.

Es war einmal ein reicher, mächtiger Mann, der vieles, vieles Land, eine große, fast unzählbare Menge Sklaven und Diener, viele Fabriken und Maschinen und herrliche Lusthäuser besaß; auch war er der angesehensten Einer von seiner Sippe im ganzen Reiche. Alle seine Diener und Untergebenen fürchteten ihn und ein drohender Blick seines mächtigen Auges oder auch nur ein Stirnrinzeln von ihm genügte, um seine Untergebenen und Sklaven in Furcht und Schrecken zu versetzen. Da nun seine Diener und Aufseher die Sklaven, die sich aus Hunger ihm freiwillig dienstbar machten, zu eifrigster Thätigkeit auf seinen Ländereien, in den Fabriken und an den Maschinen anhielten, so vermehrten sich sein Reichthum und seine Schätze, von Tag zu Tag, und er konnte ein Wohlleben führen, wie sein Anderer im ganzen Land. Seine Macht und sein Anhang wurden dadurch so groß, daß der Fürst des Landes ihm wohl gewogen war und sich sogar gern seinen Freund nannte. Dabei war er ohne Furcht vor Jedermann und selbst die Rathgeber des Fürsten mußten sich von ihm manch hartes Wort gefallen lassen, ohne daß sie wagen durften, zu widersprechen. Deshalb suchte auch der Fürst des Landes oftmals seinen Rath und seine Hilfe gegen die Mächte der Finsterniß und des Unglaubens, denn, Argantus Dor, so hieß der Gewaltige, war nach den Anschauungen seiner Zeit auch ein frommer Diener seines Glaubens und that sich auch besonders hervor in der Bekämpfung der bösen Gewalten, deren Absichten darauf hinaus gingen, Alles, was ihm und seiner reichen und mächtigen Sippe von jeher heilig war, zu verachten und zu verhöhnen.

Eines Tages nun, als gerade der Fürst des Landes bei Dor zu Gast war, um in dessen großen Wäldern das Wildschwein und den Hirsch zu jagen, zeigte ihm Dor, um die Zeit bis zum Mittagsmahle abzukürzen, seine Fabriken. Als Beide in Begleitung einiger Lakaien und Diener in den Fabrikräumen umhergingen, sahen sie, wie die Aufseher die ärmlich blickenden und bleich und hungernd aussehenden Sklaven, Männer und Frauen und selbst Kinder, zu unausgesetzter eifriger Thätigkeit, oft auch mit bösen Worten und Schlägen, antrieben. Verußt, schweißbedeckt und halbnaakt schafften viele der Sklaven an großen glühenden Oefen, die wie Hölleirachen Funken und Flammen spien, so daß der Fürst und seine Begleiter ängstlich bei Seite traten, als eben zwei solcher Sklaven die Thür eines Oefens öffneten und die glühende Lohe ihnen fast den Athem benahm und das Auge blendete. Dor, der das Erschrecken des Fürsten lächelnd bemerkte, beruhigte ihn und erklärte, daß seine Sklaven an diese Hölleengluth und Arbeit gewöhnt seien, weil

er sie durch seine Aufseher von Jugend auf daran gewöhnt habe.

Beide gingen weiter und kamen in einen Raum, in welchem eine Unmenge von großen Maschinen durch ihr Rochen und Stampfen einen solchen Lärm vollführten, daß der Fürst für sein Gehör fürchtete. Zwischen diesen Maschinen bewegten sich, durch die Aufseher angetrieben, viele Männer und Frauen bei schwerer eifriger Thätigkeit und mit einer Geschicklichkeit, daß der Fürst verwundert frag, wie es möglich sei, daß nicht der eine oder der andere Sklave von den tausenden Maschinen erfasst und zerhalmmt oder zerrissen werde. Ach! erwiderte leicht hin Dor, die Sklaven geben darauf selbst gut Acht, denn es kostet ihnen ihre eigenen Glieder oder gar auch das Leben; es komme freilich sehr häufig vor, daß Sklaven durch Unachtsamkeit von den Maschinen erfasst würden, aber es seien ihrer so viele, die sich gleich darauf freiwillig erböten, die gefährlichste Arbeit fortzusetzen; denn die Sklaven, so betonte er, hätten immer Hunger und in seinen Magazinen allein sei doch nur das Brot aufgespeichert.

Ungläubig schüttelte der Fürst das Haupt und erwiderte, daß er sich nicht vorstellen könne, was Hunger sei, und daß dieser eine solche Gewalt über die Sklaven habe, daß sie für ein wenig Brot freiwillig ihren Körper der Verstämmelung aussetzen; worauf Dor ihm erwiderte, er würde ihm sofort das Gegentheil beweisen.

Dor rief nun einen der Oberaufseher herbei und befahl ihm in barschem Tone, er solle den Sklaven sofort verkünden, daß in den nächsten zwei Tagen nicht gearbeitet würde. Mit einer ehrerbietigen Verneigung gegen den Fürsten und seinen Gebieter nahm der Oberaufseher den Befehl entgegen und begab sich sogleich an die Ausführung desselben. Ein Pfiff von ihm, und die Maschinen rollten und stampften langsamer und standen endlich ganz still.

Alle Sklaven sammelten sich darauf, wie sie gewöhnlich aus solchen Anlässen zu thun pflegten, an einer freieren Stelle im Maschinenraum, und nun hörte man die Stimme des Aufsehers, wie er den Sklaven den Befehl ihres Herrn verkündete. Kaum hatte er ausgesprochen, als alle Sklaven darob in die größte Verzweiflung geriethen; sie rangen die Hände und flehten den Aufseher in den beweglichsten Worten an, daß er ihren Gebieter doch bitten möge, sie weiter arbeiten zu lassen. Die Kinder und Frauen weinten vor Schreck und Viele jammernten: Ach, was werden wir nun zu essen haben? —

Der Fürst und sein mächtiger Freund standen abseits hinter den Maschinen und sahen den ganzen Vorgang mit an. Während der Fürst nun verwundert sein Haupt schüttelte, lächelte Dor und sprach: Seht Ihr, mein Fürst, welche treffliche Gewalt der Hunger mir über diese Sklaven giebt?

Er winkte den Aufseher wieder zu sich heran und gebot ihm, den Sklaven mitzutheilen, daß nicht gearbeitet, sondern gearbeitet würde. Als der Aufseher

auch diesen Befehl verkündete, jubelten alle Sklaven laut und die Thränen der Frauen und Kinder versiegten und Alle priesen sie ihren gnädigen und gütigen Gebieter. Sie hätten ihm gar aus Dankbarkeit die Hände geküßt, wenn ihnen nicht bei Strafe des Hungers verboten gewesen wäre, den Gebieter anzusprechen oder gar seine mit kostbaren Ringen geschmückten Finger mit ihren ruhigen Händen und Lippen zu berühren.

Alle Sklaven, Männer und Frauen, eilten wieder an ihre Maschinen, und die Aufseher hatten nicht einmal nöthig, sie anzutreiben, so eifrig arbeiteten sie nun, nachdem das schreckliche Gespenst des Hungers durch des Gebieters Milde, wie sie vermeinten, gewichen war.

Beide, der Fürst und Dor, setzten nun ihren Weg fort und kamen in einen Raum, in welchem eine Anzahl Frauen und Kinder, deren bleiche und abgeehrte Gestalten dafür sprachen, daß auch sie ihre ganze Kraft für ihren Gebieter Dor einsetzen mußten, um zu essen zu haben, allerlei Waaren sortirten und bearbeiteten. Auch hier walteten die Aufseher ihres Amtes. Alle Sklaven, jung und alt, arbeiteten hier mit einer solchen Emsigkeit, daß ihr Herr mit zufriedener Miene dem Fürsten sagte, daß die Frauen und Kinder seine fleißigsten Sklaven wären und trotzdem mit der wenigsten Nahrung und dem schlechtesten Brote, das sie für ihre Arbeit erhielten, zufrieden wären.

Während Beide noch der eifrigen Thätigkeit dieser Sklaven zusahen, ertönte aus dem Maschinenraum, den sie soeben besichtigt hatten, ein gellendes, furchtbares Schmerz- und Hilfeschrei, welches das bis hierher wahrnehmbare Stampfen und Rollen der Maschinen grausig überdünnte. Zitternd und verstört sahen viele der Sklaven, Frauen und Kinder, von der Arbeit auf, denn wußten sie doch, daß viele ihrer Brüder und Schwestern an den gefährlichen Maschinen im anderen Raume beschäftigt waren, und kannten sie doch auch zu gut die Ursachen dieses herzzerreißenden Hilfeschreies. Doch die Aufseher schalteten und drohten mit Schlägen, und eifrig arbeiteten die Unglücklichen weiter, obwohl mancher Frau und manchem Kinde heimliche Thränen über die bleichen Wangen liefen.

Betroffen frag der Fürst nach der Ursache dieses Schreies. Ach, beruhigte ihn Dor, es wird wieder einer von den Sklaven zu ungeschickt gewesen und von den Maschinen erfasst sein! — Geschickt ihm schon recht! — Warum sind diese Sklaven nicht vorsichtiger! Der Fürst, welcher im Grunde seines Herzens diese Kaltherzigkeit Dors nicht billigte, hatte schon eine unwillige Bemerkung darüber auf der Zunge, doch schwieg er, denn er wußte, daß er seinen Freund Dor nicht verletzen durfte, da er es sonst mit dessen ganzer Sippe und Anhängerschaft verdorben hätte, deren Unterstützung er zur Sicherung seiner Macht gegen die feindlichen Gewalten aber dringend bedurfte.

Der Fürst wollte jedoch den verletzten Sklaven sehen und Beide begaben sich nach dem Maschinenraum zurück, wo Dor einem Aufseher befehl, den Führer zu machen. Dieser führte sie nun in die Nähe einer großen Maschine, die mit ungeheurer Schnelle raste und arbeitete, hielt dieselbe durch den Druck eines Hebels fast plötzlich an, und da sah der Fürst denn schauernd, daß die Maschinenteile noch vom Blute geröthet waren, während Dor sich gleichgültig mit seinem Lieblingshunde, der ihm in die Fabrik gefolgt war, beschäftigte und ihn streichelte. Auf die Frage des Fürsten an den Aufseher, wo der Verletzte sei, deutete dieser auf ein durch ein großes Tuch verdecktes Etwas am Boden neben der Maschine und entfernte das Tuch davon. Erschauernd erblickte der Fürst nun eine blutige zerstückelte Masse.

Ergrißen von dem Anblick zurücktretend, ersuchte der Fürst seinen Freund Dor, ihn vom Orte des Schreckens hinweg zu geleiten. Dor gab dem Aufseher einen Wink und im nächsten Augenblick raste und rüttelte die Maschine, dieser eiserne Menschenfresser, schon wieder in voller Thätigkeit, während Dor und der Fürst sich aus der Fabrik entfernten, um sich ob der gehaltenen Anstrengung durch das Mittagmahl zu stärken.

Als sich Beide dem in der Nähe der Fabrik, in einem herrlichen Parke liegenden Schlosse näherten, traten die zu beiden Seiten des Weges aufgestellten Diener, ehrerbietig sich verneigend, zurück und wollte es dem Fürsten scheinen, als ob sie dies mehr vor ihrem Gebieter Dor, denn vor ihm thaten. Man gelangte nun in die prachtvolle, von reichvergoldeten Säulen getragene Vorhalle, und in weißer und gelber Seide gekleidete Knaben geleiteten den Fürsten und Dor in den Speisesaal, der durch die Aufstellung der seltensten Blumen und Pflanzen in ein wahres Paradies umgewandelt war. Goldene Stühle und Sessel mit so weichen elastischen, goldenen Federn, daß man vermeinte, man säße auf einem gepolsterten Großvaterstuhl, luden zum Sitzen ein, während auf großen, spiegelblank polirten silbernen Tischen die Obstplatten sich unter der Last der saftigsten und köstlichsten Früchte aller Länder fast versteckten; auch ledere Speisen und die theuersten Weine standen dort und Teller und Geräte, Gabeln, Messer und Löffel, Alles war vom reinsten Golde, dabei aber so zierlich und leicht von den besten Künstlern und Goldschmieden des Landes gearbeitet, daß der Fürst, der doch auch eine Anzahl der köstlichsten goldenen und silbernen Tafelgeräthe besaß, verwundert nach dem Meister, der diese Sachen geschaffen, sich bei Dor erkundigte.

Der Hunger, sagte ihm dieser lächelnd; auch hier ist er der große Künstler.

An den Wänden, die von rothgoldenen Tapeten bedeckt waren, hingen die kostbarsten Gemälde und Bilder, und an der Saaldecke bemerkte der Fürst einen einzigen großen Spiegel, in welchem sich die schönsten Gegenden der Welt abwechselnd zeigten und widerspiegelten.

Nachdem der Fürst Alles befehen und die kunstvolle Einrichtung genügend bestaunt und bewundert hatte, lud Dor ihn zum Speisen ein, und als der Fürst am obersten Ende der Tafel Platz nahm, ertönte eine so wundervolle Musik, daß der Fürst sogar ganz leise seine Messer und Gabel gebrauchte, um keinen Ton der Musik zu verlieren. Zierliche, in rothgoldene Gewänder gekleidete Knaben bedienten beim Mahle, und obgleich die Speisen köstlich dufteten und noch köstlicher schmeckten, aß der Fürst dennoch nur sehr wenig. Desto mehr aß jedoch Dor, sein Freund. Die Vagen hatten unausgesetzt zu rennen und zu laufen, um seinen Appetit zu stillen; auch trank er viel von den köstlichen Weinen, die in Hülle und Fülle auf der Mitte der silbernen Tafel standen. Endlich war jedoch auch Dor gesättigt, und auf einen Wink von ihm öffnete sich im Hintergrunde des Speisesaales eine große Thür und herein traten oder schwebten vielmehr zwei junge liebliche Mädchen mit schönen, aber traurigen Zügen, in Gewändern von Gold- und Silbergaze, die nur schwach die schönen, lieblichen Formen verhüllte, und begannen zum Takte der stärker werdenden Musik sich in kunst-

vollen Reigen zu drehen und zu schwingen. Das Auge des Fürsten haftete mit Entzücken auf ihren Bewegungen, während in den Zügen Dors sich eine unaussprechliche Bitterkeit offenbarte, die sogar den Fürsten anwiderte und ihn veranlaßte, sich zu erheben.

Das war nun auch ein Zeichen für Dor und auf einen Wink von ihm verschwanden die beiden Tänzerinnen, und der Fürst, Dor fragend, wie er das Alles zuwege gebracht habe, betonte nochmals, daß das Alles nur das Werk des Hungers sei, was er, der Fürst, wahrgenommen habe. „Müßte ich nicht Dor sein, wenn ich mir nicht die ganze Menschheit unterthan und dieselbe dienstbar gemacht hätte!“ betonte er.

Kopfschüttelnd über diese Macht des Hungers verabschiedete sich der Fürst von Dor, um in den Wäldern Dors der Jagd nachzugehen, und Dor, vom Weine ermüdet und schlaftrig, suchte sein Schlafgemach auf, um in aller Ruhe auf den köstlichen Polstern dort der Verdauung zu pflegen. Er schläft auch insofern des übermäßig genossenen Weines bald ein, doch ist sein Schlaf kein ruhiger und böse Geister und Träume quälen ihn.

Er träumte, alle Welt sei ihm unterthan und alle seine Sklaven vermehrten durch ihre Thätigkeit an den gefährlichen Maschinen seine Schätze und Reichthümer. Jeder Tropfen Schweiß, den die Sklaven vor der glühenden Hitze der Defen, bei der emsigen Arbeit an den Maschinen, auf seinen großen Ländereien im Sonnenbrand und in der von bösen und giftigen Dünsten erfüllten Luft der Bergwerke verlieren, bedeute für ihn den Gewinn eines gleich großen Körnchens Gold. Ja! Schweiß vergießen müssen seine Sklaven, schmutzigen, stinkenden Arbeiter-schweiß, recht viel! Und je mehr Schweiß sie vergießen, je größer werden seine Reichthümer! — Aber sie hungern noch nicht genug. Die Angst vor dem Hunger soll sie zwingen, noch mehr Schweiß-tropfen zu vergießen! — Und er befiehlt seinen bösen Aufsehern, den Sklaven weniger Nahrung und Brot zu reichen, weil sie dann aus Hunger mehr arbeiten würden: doch ach! Die Maschinen arbeiten immer rasender und ein Sklave nach dem anderen fällt den eisernen Ungethümen zum Opfer und wird die Zahl derselben immer geringer, denn die Ueberlebenden müssen die Arbeit ihrer getödteten Kollegen mit verrichten und dadurch werden immer mehr Sklaven von den gefährlichen Maschinen zerstückelt, weil ihre Körper durch den ewigen Hunger unfähig wurden und ihre Aufmerksamkeit bei der gefährlichen Arbeit abstumpfte. Aber auch ein böser Geist des Unglaubens und der Unbotmäßigkeit ist über die übrigen, ihm noch nicht dienstbaren Sklaven gekommen, und diese weigern sich, sich an seinen Maschinen für ewigen Hunger zu Tode zu arbeiten, denn, so sagen diese Bösen: „Wenn wir arbeiten sollen und dennoch hungern, so können wir auch hungern, ohne zu arbeiten!“ — Und die Zahl seiner Sklaven wird immer geringer. Alle werden nach und nach von den rasenden Maschinen zermalmt und getödtet, aber auch der goldbringende schmutzige Sklavenschweiß fließt spärlicher und seine Reichthümer vermindern sich deshalb. Schon müssen die Aufseher und Diener die Maschinen bedienen. Aber auch unter diesen wüthet der Tod. Die durch die Maschinen verstümmelten Leichen der Sklaven vermehren sich und liegen in blutigen, ecken Haufen neben den Maschinen und kein Mensch giebt ihnen ein Plätzchen für die ewige Ruhe, denn die Aufseher, die noch allein nur die Maschinen bedienen, haben keine Zeit dazu. Die Verwesungsgerüche benehmen ihnen zwar den Athem, aber nun müssen auch sie arbeiten und schweigen und Schätze und Reichthümer für ihren Herrn erzeugen. Doch auch die Aufseher verlassen die Arbeit, weil auch ihrer viele den Maschinen zum Opfer fielen und auch ihre Speisen immer larger wurden. Es blieben ihm noch seine treuen Diener; doch auch diese weigern sich, die gefährliche, aber goldbringende Arbeit zu verrichten, und nun? — Sein Reichthum ist bis auf wenige Kupfermünzen verschwunden. Alle seine kostbaren Geräte und Schmuckstücke sind vor seinen Augen verschwunden. Wohl besitzt er noch Land, viel Land, und Fabriken und Maschinen, aber keine Sklaven, Diener und Aufseher; Keiner will

für ihn mehr arbeiten. Alle Maschinen undäder stehen still; das Säufen, Rollen und Stampfen derselben hat einer unheimlichen Ruhe Platz gemacht und dazwischen steigt der Verwesungsgeruch der von den Maschinen verstümmelten Leiber seiner Sklaven in garstiger Weise auf. Er ist verloren, wenn er nicht selbst die Feuer schürt! — aber vorher — er muß erst die verwehenden Opfer seiner Maschinen fortschaffen, und kein Sklave, kein Freund hilft ihm bei dieser ecklen Arbeit. Selbst der Nachspruch seines Fürsten, den er in seiner Noth anruft, vermag nichts! Er selbst! Er muß — arbeiten! Ha! Wie häßlich! Schrecklich, er soll arbeiten! Nein! Er kann nicht! Lieber den Tod, wie diese Schande! Aber auch Hunger hat er, nagenden, bitteren Hunger; doch nichts ist da, um seinen Hunger, seinen glühenden Durst zu stillen; verschwunden sind die köstlichen Speisen; kein Bissen Brot, auch nicht einmal Wasser, um den brennenden Durst zu löschen, und dabei soll er noch die Feuer in den Defen anfachen? Nein, nein! Doch auch die wenigen, verächtlich geringen Kupfermünzen sind ihm aus den Händen entflohen, so fest er sie auch in seinen Fäusten hielt. Er ist arm, ganz arm; ärmer wie die Kernsten seiner Sklaven, die, wenn auch nicht satt, so doch etwas zu essen hatten. Ja, Hunger, nagender Hunger wählt in seinen Eingeweiden — und wenn auch er von seinen Maschinen zermalmt wird, wie seine Sklaven, gleichviel, er muß arbeiten, um Essen zu haben! Ja, essen will er, essen! — Aber, nein, er kann nicht! Seine Freunde, seine Sippen stoßen ihn sonst aus; doch der wüthende Hunger! Er wird arbeiten. Das Schüreisen am Glühofen, er nimmt es; o, wie schwarz und ruhig! Es riecht auch nach — nach Arbeit und Schweiß. Er arbeitet und schürt das Feuer. Gräßlich! Es gruselt ihn! Die Schande! Ha!

Und mit einem fürchtbar ängstlichen Aufschrei erwacht in Schweiß gebadet Argantus Dor, verstört sich aufrichtend von seinem Ruhebetto. Nach und nach erst kehrt er aus der Traumwelt in die Wirklichkeit zurück und ein erleichternder tiefer Seufzer entfährt ihm! Ah, also nur ein schrecklicher, wüster Traum! Es schüttelt ihn noch, wenn er daran denkt, daß er arbeiten sollte, um essen zu können. —

Argantus Dor war jedoch infolge seines bösen Traumes noch eifriger darauf bedacht, seine Sklaven zur Vermehrung seines Reichthums, seiner Macht anzuhalten, damit, wie er sich im Stillen sagte, der böse Geist der Unzufriedenheit unter seinen Sklaven keine Zeit fände, sich einzumischen und sein böser Traum nicht zur Wahrheit werde! Und Alles frohnt und dient dem gewaltigen Argantus Dor heute noch, Fürsten und Völker, Herren und Knechte, Reich und Arm — aber auf wie lange noch? —



### Aus dem Junkerparadies.

Bilder aus Ostelbien. Von Heinz Starkenburg.

#### III.

Die sozialen Folgen der im letzten Artikel angedeuteten Entwicklung liegen auf der Hand.

Die erste und nächstliegende ist der nothwendige Eintritt zweier Phänomene, die trotz aller Klagen und Gegenmaßregeln von Jahr zu Jahr mächtigere Dimensionen annehmen: die „Sachseugängerei“ und der „Zug vom Lande“. Beide sind nur zwei verschiedene Seiten derselben Medaille, und wenn die Junker sie der „frivolen Gemüthsstimmung“ der Landbevölkerung, den „zu vielen und zu billigen Eisenbahnen“ und Anderem zur Last legen, so ist das eitel Plunkerei, denn sie selber sind es, die — unter dem Druck der Nothwendigkeit freilich — diesen Prozeß befördern und beschleunigen. Freilich — je nachdem! In der Saat- und Erntezeit, da ist die Sachseugängerei der reine Segen. Schon im Januar und Februar gehen die Agenten auf die Arbeit, und dieselben Herren, welche die Wanderarbeit bekämpfen, wenn ihre Komornisjöhne im Frühjahr nach dem Westen wandern, schicken ihre

Werber zu gleichem Zweck nach dem Osten, nach Polen und Galizien, wo die Arbeiter noch willig und billig sind.

Wo der Agent ins Dorf kommt, da gehts hoch her. Im Wirthshaus wird Hof gehalten. Da sitzt der Menschenfänger beim Schnapsglas und um ihn herum, dicht gedrängt, daß die kleine Schauffel sie kaum faßt, die Jugend des Dorfes, Burschen und Mägde, halbe Kinder oft noch. Denn auch dies hat die moderne Landwirtschaft von der Schwester Industrie gelernt, daß Frauen und Kinder den Vorzug verdienen, wo einmal ungelernete Arbeit Platz gegriffen hat. Und dieser Zuhörerschaft, die an und für sich schon gläubig genug beanlagt ist, weil sie das intellektuelle Übergewicht des Fremden fühlt und weiß schlimmer als in der Gegenwart ja eigentlich überhaupt nicht werden kann, erzählt er eifrig vom fernem Westen; er schildert ihnen, wie stolz sie heimkehren werden im Herbst, den Sack voll ersparten Geldes, denn die Löhne dort sind höher, als sie sie je gekannt haben; er verspricht ihnen goldene Perle und blaue Wunder, und er ist so ein lieber, freundlicher Herr — vorläufig —, er vertheilt freigebig Bier und Schnaps, Tabak und Zigarren, und Jeder, der sich anwerben läßt, bekommt eine blaue Mark im Voraus. Und der Alkohol thut auch seine Wirkung. Mit glänzenden Augen und vor Erregung gerötheten Gesichtern hört die leicht empfängliche Jugend das neue Evangelium; und wenn der Abend dämmt, dann zeigt die Liste eine stattliche Anzahl Namen auf, und zwei Leute legen sich zufrieden ins Bett: der neue Mattenfänger von Hameln, denn er hat eine anständige Provision verdient, und der Schankwirth, denn er ist an einem Tage mehr los geworden, als sonst in Wochen. Im Dorfe aber träumen ein bis zwei Duzend junge Menschenherzen den alten, ewigen Menschentraum, der uns immer wieder belügt und dem wir doch immer wieder glauben: von der Zukunft, die uns das Glück bringt, vom Lande Kanaan, drin Milch und Honig fließt.

Freilich, wenn der 1. April, der gewöhnliche Meistertag, erst da ist, dann sieht sich die Sache schon anders an. Der Ton, den der „freundliche Herr“ jetzt anspricht, ist schon ein bedeutend rauherer geworden; Ordre pariren muß man, Corporalschaftsmäßig eingehüllt ist Alles, wie beim Militär, streng wird Aufsicht gehalten; und wenn die Schaar der Wanderer, eng zusammengepackt, erst auf großen Leiterwagen, dann in der vierten Klasse der Eisenbahn, die Heimath ein Weilchen im Rücken hat, dann fängt das Gelächter hier und da schon zu verstummen an und an Stelle der kritiklosen Hoffnung tritt bei Manchem wohl eine meingestandene bange Enttäuschung ein, wenn er zum ersten Mal in der plumpen, improvisirten Kaserne des neuen Arbeitshofes, die sie — zusammengedrängt wie eine Heerde Vieh — lange Monate gefangen halten soll, auf seinem Strohhack, oft auch auf bloßer Streu, sich zum Schlummer bettet.

Mit gemischten Gefühlen sehen auch die Instleute diese neuen Arbeitskammeraden anrücken, soweit sie ihnen noch nicht eine gewohnte Erscheinung sind. Sie ahnen instinktiv in ihnen die Vertreter einer neuen Arbeitsorganisation und Zerstörer des alten Zustandes. Zwar, so lange der Sommer dauert, können sie sich nicht sonderlich beklagen über den Einfluß der fremden Wanderarbeiter. Die Löhne zeigen eine unverkennbare Tendenz, sich den höheren Löhnen Jener anzunähern und ihre Behandlung ist meist nachsichtiger, als sie es sonst vom „Herrn“ gewohnt waren. Er weiß wohl, warum er die Bügel locker läßt; Streit und Mißheiligkeiten, Störrischeit und Trägheit oder gar ein Streik in der Erntezeit sind Dinge, vor denen er allen „Daupf“ hat; und die Wanderarbeiter, die nicht mit dem Wohl und Wehe ihrer ganzen Familieneristenz an sein Wohlwollen geknüpft sind, wie die Komorniks, lassen sich lange nicht so leicht auf der Nase herumtanzen wie Jene.

Ander, wenn die Ernte hinter ihm liegt. Wenn die Schwalben heimwärts ziehen, ihm es auch die Sachsengänger. Das letzte Fuder ist eingefahren; die letzte Mandel ausgedroschen, der Winter naht —

die arbeitslose Zeit. Die Sachsengänger werden abgelohnt und in ihre Heimath abgehoben: „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehn.“ Aber der Komornik geht nicht. Er bleibt nach der alten Arbeitsverfassung jahraus, jahrein mit Rind und Regel auf dem Gut sitzen und frisst den „nothleidenden“ Agrarier kahl, obwohl er bei der heutigen Betriebsart den Winter über fast ganz faulenzet. Womöglich wird das Volk krank, man muß Arzt und Apotheker bezahlen, wohl gar den Arbeitsunfähigen bis zum Tode durchfüttern.

Das wurmt unseren Junker gewaltig und er sinnt auf Abhilfe. Es ist, wenn man sich nur recht überlegt, auch unglaublich, was dieses Volk im Sommer Alles verbrochen hat, was man ihm viel zu nachsichtig hat durchgehen lassen: Der Eine hat dem Inspektor widersprochen, der Andere hat einen Pflugschleffel verloren, der Dritte gar eine Handvoll Mohrrüben gestohlen. Mit solchem Pack kann sich doch ein anständiger Mensch nicht auf die Dauer abgeben. Und es ist nur sittliche Pflicht, solchen Menschen schleunigst das Justverhältnis zu kündigen. Daß die Leute zum Winter nicht nur Arbeit und Verdienst verlieren, sondern gleichzeitig auch aus Wohnung und Landbesitz hinausgetrieben werden, ist ja traurig, aber daran sind sie doch nur selbst schuld, und auf schwangere Frauen und kleine Kinder, die dadurch nach der Strafe gesetzt werden, kann man natürlich nicht Rücksicht nehmen, wenn sich der Untergebene so schwer verschuldet hat. Dabei sind die Leute so störrisch; sie können es garnicht begreifen, daß es das gute Recht des Herrn ist, gegen ihren Willen den langjährigen Vertrag zu lösen; sie gehen meist einfach nicht aus der Wohnung heraus, weil sie „nicht wissen, wo sie bleiben sollen“, und der Herr Großgrundbesitzer ist thatsächlich so und so oft genöthigt, sie gerichtlich ermitteln zu lassen.

Dem Kläger andere, materielle Gründe zu imputiren, als sein beleidigtes Gerechtigkeitsgefühl, wäre ja auch höchst frivol. Einen unangenehmen Eindruck macht es nur, daß die oder der Entlassene gar so oft auch noch Rücksände an Lohn und Deputat eintragen muß; aber dann werden meist so viele unberechenbare Gegenforderungen aus zu lange bemyttem Instland, zu viel gelieferten Kartoffeln, beschädigten Werkzeugen u. dergl. geltend gemacht, daß ihm die Klage oft nur Kosten einbringt, zumal der Arbeiter den Vertrag wohl gar nur mündlich eingegangen und sich der juristischen Konstruktion desselben vielfach garnicht klar bewußt ist.

Wenn aber die Saatzeit herankommt, dann kommen regelmäßig, wie die Schwalben, auch die Klagen wieder über die „Tausende, die in der Landwirtschaft leicht Arbeit und zeitgemäßen Lohn finden können“, aber frivolster Weise „in die Städte drängen, um dort ihr Glück zu machen.“ („Reichsbote“ Nr. 233.96.)

Wir wollen es hier noch einmal ausdrücklich festnageln: Es ist einfach unwahr, wenn behauptet wird, die Entvölkerung der Gutsbezirke und das Fortziehen der Instleute nach der Stadt — mit der bäuerlichen Bevölkerung mag es anders stehen — sei eine Folge erwachter Genußsucht und Unzufriedenheit des Volkes. Diese ist (leider!) noch sehr gering entwickelt; der Gutsherr ist es, welcher aus ökonomischen Rücksichten seine Komorniks, welche in der Regel gerne ihre zwar minderwerthige, aber doch sichere Stellung behalten würden, planmäßig vertreibt. Es sind uns Fälle bekannt geworden, daß man (namentlich alt werdenden) Komorniks zwei Jahre lang die Miethe in der Stadt bezahlte hat, damit sie auf diese Weise ihren angeborenen Unterstützungswohnsitz verlorren und die Stadt unterstützungspflichtig würde. Es kann daher nur eine Frage der Zeit sein, daß das veraltete Arbeitsverhältnis der Justverfassung völlig beseitigt und der Gegensatz von Agrarkapitalist und besitzlosem, freiem ländlichen Lohnproletariat an seine Stelle getreten ist.

Diese Entwicklung wird noch dadurch verstärkt, daß, wie bereits erwähnt, die moderne Agrartechnik ein zwar ungelernetes, aber körperlich wie geistig höher qualifizirtes Material von Arbeitern erfordert,

ein Material, wie es die Komorniks nicht nur nicht heute, sondern überhaupt niemals stellen werden; denn ihre leibliche Verpflegung wie geistige Erziehung ist ja lediglich abhängig vom Gutsherrn, der nach preussischem Recht oberste (und im Effekt einzige) Verwaltungsbehörde seines Gutsbezirks ist, sie geht nicht nur aus der Tasche desselben Mannes, der ihre Zeit und Arbeitskraft nach Möglichkeit auszubenten suchen muß, sondern untersteht auch seiner Kontrolle und Begutachtung. Das sind Interessenswidersprüche, die sich nie werden vereinigen lassen.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, ist es eine wohlthätige Entwicklung, die den auf dem Gute seines Arbeitgebers sesshaften Komornik ablöst durch den freien, proletarischen Landarbeiter. Aber auch auf die Instleute selbst, soweit sie noch vorhanden sind, übt sie einen nachhaltigen Einfluß aus.

So lange die „gute, alte Zeit“ noch herrschte, existirte zwischen Gutsherrn und Gutсарbeiter eine natürliche Interessengemeinschaft. Ziel die Ernte gut aus, so stieg auch der auf den Komornik entfallende Bruchtheil desselben und damit seine Lebenshaltung, brachte der Markt einen hohen Erlös und ging es dem Herrn gut, so konnten auch die Instleute auf bessere Verpflegung und Rücksichtnahme rechnen. Auch gingen sie noch mit eigenem Interesse an die Arbeit, denn das Land, das sie bestellten, war ja zum Theil „Leuteland“, trug ja auch für sie die Ernte, auf der Wiese weideten ja ihre Kühe mit, der Wald gab ja ihnen von seinem Holz und Früchten. Baargeld erhielten sie fast garnicht und konnten es auch kaum verwenden. Heute ist das umgekehrt. Der Instmann ist zum Theil vom „Deputat“ (Naturalverpflegung) auf Geldlohn und Geldabfindung gesetzt, Brodtorn bekommt er wenig mehr zu sehen, was er in Natur erhält (z. B. Kartoffeln), muß er größtentheils verkaufen, um Lebensmittel dafür zu erstehen, auch Textilwaren, Möbel u. dergl., was er ehemals aus dem auf dem Gut erzeugten Rohstoff selbst erzeugte. Der Gutsherr umgekehrt ist durch die niedergehende Marktkonjunktur, die steigenden Produktionskosten und die gesellschaftliche Konkurrenz des Geldbürgerthums mehr als je darauf angewiesen, baar Geld möglichst viel aus dem Gut herauszupressen und möglichst wenig für den Gutsbezirk auszugeben. Die wirtschaftlichen Interessen beider Theile divergiren jetzt: Der eine wünscht hohe, der andere niedrige Preise der Lebensmittel, der eine hohe, der andere niedere Geldlöhne, der eine hat ein sehr lebhaftes, der andere ein äußerst geringes Interesse am Ertrage des Gutes zc. Das bedeutet, daß die Instleute zum ersten Male die Gutsbesitzer als eine soziale Gruppe mit einer ihnen nothwendig feindlichen Tendenz erkennen. Der Klassengegensatz auf dem Lande kommt zum erstmaligen lebhaften Ausdruck.

Und dazu kommt nun der Einfluß der Wanderarbeiter. Diese fühlen natürlich den Klassengegensatz in einem noch viel stärkeren Maße und ziehen bereits auch die Konsequenzen daraus bez. Forderung anständiger Behandlung, höherer Löhne zc., vor Allem aber erzieht sie das von Heimath, Familie und Besitz losgelöste, kasernenartige Zusammenwohnen und Arbeiten in der Arbeitsperiode sehr schnell zu einer starken Solidarität, zu einem ausgesprochenen Korpsgeist, der sich unwillkürlich den noch in der Justverfassung lebenden Arbeitsgenossen überträgt, umso mehr, als sich unter den „Sachsengängern“ sichtlich ein nicht unbedeutender Prozentsatz arbeitsloser Städter befindet, die ihnen proletarischen und vielfach sozialistischen Geist einflößen. Durch Vermittelung der Wanderarbeiter lernt der Komornik neben dem Klassengegensatz zum Grundbesitzer auch seine Klassengemeinschaft mit dem besitzlosen Proletariat in Stadt und Land erkennen und empfinden. Sozialistische und demokratische Ideen finden hier einen aufnahmefähigen und fruchtbaren Boden, ein zielbewußter und klarer Sachsengänger thut wirkungsvollere Arbeit für die geistige Revolutionirung Ostelbiens als zehn berufsmäßige Agitatoren, die hier, wo der Junker König ist, in der Regel werden mit blauem Auge abziehen müssen.

Der Komornik, welchem aber erst einmal das Wesen des kapitalistischen Arbeitsverhältnisses auf-

gegangen ist, dem klar geworden ist, daß die Interessen und Bestrebungen der Großgrundbesitzer unter heutigen Verhältnissen den seitigen notwendig zu widerlaufen, daß dafür aber hinter ihm die ganze Masse der Enterbten steht, mit der Macht ihrer moralischen Macht, der nimmt auch praktisch dem Arbeitgeber gegenüber eine andere Stellung ein. Er fühlt sich als gleichberechtigter Mensch und empört sich gegen die noch immer gegen ihn geübte menschenunwürdige Behandlung.

Daß eine solche existiert, kann heute gar nicht abgelehnt werden. Aus ist beispielsweise ein Landjunker bekannt, der nach den allgemeinen Erzählungen seiner Leute die liebenswürdige Gewohnheit hat, jeden Komornik, der irgend welche Ansprüche gegen ihn geltend zu machen wagte, die fraglichen Tüchle auf des Gutsherrn Privatstimmer selbst abholen zu lassen. Ehe er sie ihm aber ausliefert, verdrückt er ihn bei verschlossener Thür mit der Reitpeitsche unbarbarisch, während eine riesige Bulldogge ihm bei jeder verdächtigen Bewegung an die Gurgel fährt. Privatklage anzustellen wagen die Leute nicht, theils aus Rücksicht auf ihre ökonomische Abhängigkeit, theils, weil sie aus Rechtskenntnis hier überall glauben, ohne Zeugen keinen Beweis führen zu können. Ich habe selten so den Eindruck der böse humano — des wilden Thieres im Menschen — gehabt, als beim Publikum dieser Komorniks, wenn sie in Zivilsachen vor Gericht ihrem Arbeitgeber Auge in Auge gegenüberstanden und lauernd und gehässig seinen umfangreichen Rechtsausführungen folgten. Wenn auch dieser Fall besonders extrem ist, so zeigt er doch charakteristisch, wie schnell und intensiv sich der Klassenhaß hier bereits entwickelt, ohne alles Zutun sozialdemokratischer „Verhütung“.

Eine ländlich-sittliche Gewohnheit, die in gleicher Richtung wirkt, ist der sexuelle Mißbrauch der Arbeiterinnen. Nicht als ob dieser Brauch neuen Datums wäre, im Gegenteil. Es ist ein offenes Geheimnis, daß seit jeher nicht nur der Herr Rittergutsbesitzer und seine eventuellen Herren Söhne, sondern auch der Herr Inspektor, der Vogt und sonstige Vorgesetzte es für ihr angestammtes Recht ansehen, sich aus den ihnen untergebenen Arbeiterinnen einen zuweilen recht umfangreichen Harem anzulegen. Die blonden Haare und blauen Augen, welche stockpolnische Komorniks zuweilen aufweisen, reden auch eine deutliche Sprache, und ich bin sogar geneigt, dieser generationenlang geübten „Massenverbesserung“ durch Junterblut ein gut Theil Schuld an dem höheren Niveau der Komorniks gegenüber den — ökonomisch eigentlich viel besser gestellten — polnischen Bauern zuzuschreiben. Was hierin aufhessend wirkt, das ist das erwachende Selbstbewußtsein der ländlichen Arbeiterklasse. Deshalb richtet sich der Haß auch weniger gegen die Thatsache an sich, als die Art und Weise, wie dieselbe erzwungen wird und welche Behandlung das Mädchen dabei erfährt.

Die Vorgesetzten theilen seznagen ihre Untergebenen in zwei Klassen: Diejenigen, welche von vorne herein willig sind, und die, welche es noch nicht sind. Um die Letzteren kirre zu machen, wird ihnen zunächst die schwerste, längste und unangenehmste Arbeit aufgelegt, die nicht selten thaisächlich über ihre Kräfte geht. Erklärt die Betreffende nun, daß sie die fragliche Arbeit allein nicht bewältigen könne, wird sie nicht fertig, leistet sie Minderwertiges, oder ist sie gar zu erschöpft zum Weiterarbeiten, dann tritt die mit Recht so beliebte Gesindordnung in Kraft; d. h. zunächst kommt der Aufseher, Vogt oder dergleichen und prügelt sie, nicht etwa mit Hänften, nein, in der Regel mit seinem eisenbeschlagenen Handstock. Darauf staltet er dem Herrn Inspektor Meldung ab, der das Naturheilverfahren — besonders auch gegen „simulirte“ Krankheit sehr beliebt — in verbesserter und vermehrter Auflage wiederholt; spezielle Arten des gütlichen Zuredens, als welches diese Behandlung nachher vor Gericht zu erscheinen pflegt, sind auch das Würgen und das Zerren an den Haaren. Dann wird die Angelegenheit dem „Herrn“ gemeldet, der u. A. seinen Einfluß noch einmal in gleicher Richtung versucht, und das Ende vom Liede ist ein Strafantrag — gegen die Thäter? Gott bewahre! Gegen das Mädchen, wegen

Ungehorsams, Widersegligkeit, Kontraktbruch oder dergleichen. Unter irgend einen Paragraphen läßt sich die Sünde schon bringen. Läßt sich die Geschlagene oder Gewürgte gar dazu fortreißen, den Arm zur Abwehr zu erheben, dann ist die Anzeige wegen Körperverletzung am Vorgesetzten fertig. Unter allen Umständen wandert das Mädchen ins Loch, denn Geldstrafen kann sie nicht bezahlen, und so milde die dem Kleinbürgerstand entstammenden Schöffen in der Regel sind, gegen widerseglige Arbeiter und Dienstmädchen sind sie äußerst streng, viel strenger meist als der vorsigende Richter. Auf diese Weise wird sie mit einiger Geduld meist ganz militärfromm.

Giebt das Mädchen aber, um allen diesen Eventualitäten zu entgehen, ihre Ehre preis, dann hat sie die gerühmte gute Behandlung freilich, so lange die Liebe dauert; das ist aber in der Regel nur so lange, bis sich die Folgen einstellen. Denn dann droht eine Alimenterklage, und um der Zahlung von 7 Mark 50 Pf. oder gar 9 Mark monatlich zu entgehen, giebt es ja ein sehr einfaches Mittel: Fünfzig Pfennig an den ersten besten Knecht. Ist dann die Geschwängerte so thöricht, sich auf eine Klage einzulassen, so ist sie ja eine Person von nachweislich schlechtem Lebenswandel, oder es tritt gar die treffliche *exceptio plurium concubentium* des Preussischen Landrechts (die Verweigerung der Alimenter, weil das Mädchen mit mehreren Männern geschlechtlichen Umgang hatte) in Kraft. Für die junge Mutter aber sind die schönen Tage von Kranzweiz vorüber. Denn selbst wenn der Vater zu Alimenter und Entbindungskosten verurtheilt werden sollte, ist der Nutzen gering; erstens zahlt er in der Regel nichts, weil er nichts hat und die Pfändung „fruchtlos“ bleibt; zweitens bleibt die Einforderung gegenüber einem Vorgesetzten, in dessen autonomer Gewalt man ist, immer eine prekäre Sache; daher der so oft wiederkehrende, natürlich unerfüllbare Antrag, das Gericht solle die jemalige fällige Räte von Amiswegen einziehen und der Klägerin überweisen, ein Zeichen, daß die „Autorität“ doch noch nicht so ganz gebrochen ist, wie die Herren immer klagen.

Traurige und düstere Zustände sind es zum größten Theil, die wir auf unserem Streifzug kennen gelernt haben, und Mancher, dem das Herz sehr zuversichtlich und zukunftsrendig schlug, mag vielleicht von der trüben Ahnung beschlichen sein, daß der Tag der freien sozialistischen Gesellschaft denn doch noch nicht so überaus nahe sei, wenn große Theile des Reiches, ja, der politisch augenblicklich schwerwiegendste Theil desselben noch Lebensformen zeigt, aus denen dumpfiges Mittelalter athmet. Und dennoch können wir guten Muthes sein, denn wir haben gesehen, „die Art ist den Bäumen schon an die Wurzel gelegt;“ im Kreise der Glendesten gährt ein neues Leben, und es kann kein Zweifel mehr darüber walten, daß trotz aller Vorsichtsmaßregeln auch im Junterparadies der Kampf bereits begonnen hat, der diese kapitalistische Weltordnung dereinst in Trümmer stürzt.



## Spielkinder.

Roman von Georg Hermann.

(Fortsetzung.)

**N**o ania! — Ein großer, heller Saal mit weißgetauchten Wänden, goldiger Stukkatur und Schlaglichtern auf dem blanken Parkettboden. Zur Fierde gereichen ihm noch ein paar kalkige Kaiserbüsten und ein großer, riesengroßer Spiegel, welcher aber zu breit zeichnet.

Die Sitzung hatte noch nicht ihren Anfang genommen und noch wogte Alles durcheinander, hier und da bildeten sich auch wohl Gruppen.

Die Gesellschaft! Ja, die haben wir nicht so schnell beieinander. Menschen verschiedenen Alters, verschiedenen Geschlechts und von verschiedener Begabung. Jedoch möchte ich sagen, daß die Jugend zwischen achtzehn und zweieundzwanzig Jahren hier vorherrschend war, daß jedes junge Mädchen ein Talent, jeder junge Mann ein Original, ein Genie war.

„Ah! Da drängt man sich um zwei in jeder Beziehung offenerberzige junge Damen, mit etwas breitgetretenen Gesichtern, einem Schlangennest von Stirnlocken und straff sitzenden, scheinbar unsichtbaren Haarnetzen. Ein junger Kerl mit verschrammtem Gesicht diener höflich um sie herum, ein anderer junger Mensch mit wallenden Locken (Maler oder Friseur?) beehrt sie mit einer gefühlvollen Ansprache. Ein blutjunges Büschchen mit tabellos geschitteltem, glanzschwarzem Haar und einem Gesichtchen wie Milch und Blut wiegt sich verlegen in den Hüften und lächelt zärtlich. Dort sitzt eine Mutter mit zwei Töchtern, ernst und bewegungslos, gleich einer versteinerten Niobe. Dort werden in einem Hümpel junger Dandies — dem Anzug nach zu urtheilen — durch einen Budligen flüsternd Mikoschwitze zum Besten gegeben.“

Es glückte mir nicht, mir ein Endurtheil über die Gesellschaft zu bilden, auch fing ich an, etwas mißgestimmt zu werden. Erstens war Eugen nirgends zu sehen, und ich war vollkommen fremd, zweitens wurde Lies von allen Seiten mit so unverhohlener Neugier und nicht mißverstehender Bewunderung angegafft, daß ich nicht übel Lust verspürte, wieder umzukehren.

Glücklicherweise entdeckte Lies eine frühere Schulfreundin und Spielkameradin, Gretche Schramm, der sie in lagenfreundlicher Anwandlung fast um den Hals gefallen wäre, und im Augenblick war sie mit ihr in so eifrigem Gespräch, hatte ihr so hunderterlei Wichtiges mitzutheilen, daß ich ihren Arm losließ und meine Entdeckungsreise allein fortsetzte.

Von dem Gedanken ausgehend, daß nicht Jeder, der einen guten Rock trägt, deswegen gleich ein schätziges Kerl sein müsse, begab ich mich zu dem Hümpel Dandies.

„Totte doch, Georz! Wie kommst Du denn hierher? Wat machst De denn?“

„Albertchen! Na das ist ja famos! Du siehst ja wie ein Graf aus! Was hast Du denn eber da an der Hand gemacht?“ Er trug sie dick verbunden.

„Ach,“ — der Ton schien aus dem Magen zu kommen, so tief war er. Ueberhaupt sprach Albert mit belegter, etwas heiferer Stimme, wie alle Menschen, die gern und viel trinken — „ich hab' mir nämlich eben 'n Thaler verdient. Also ich sehe so die Straße lang und denk da so bei mir — Gott is det langweilig, denk ich, wenn doch man nur wo ein kleines Fenerchen wär', und da mit einmal schlagen doch schon die hellen Flammen aus ein' Keller 'raus. Ja nu — haste was kaunste — gelooft nach 'm Feuernelder. Eins, zwei, drei. Scheibe inschauen, und da hab' ich mir blos ein bißchen in die Hand geschnitten. Ja nu gleich nach die Sanitätswache jerrannt und mir verbunden lassen und dann nach de Pölezei, meinen Thaler jeholt. Na, den verkaufen wir heute noch!“

Da trat ein junger Mensch auf mich zu.

„Georg! Lebst Du noch, Georz?“

Wie erstamte ich, das war ja Ernst Sauer!

„Ernst! Bist Du aber groß geworden! Was machst Du denn? Was bist Du denn?“

„Ich — ich bin Schuhmacher,“ sagte er gedrückt, „aber vielleicht füllte ich doch noch um.“

— Schuster, bleib bei Deinem Leisten, — schwebte mir auf der Junge, aber, wie ich in sein trauriges Gesicht sah, schwieg ich.

„Jaja,“ seufzte er, „irgend ein Kunsthandwerk, aber,“ er rieb Dammern und Zeigefinger, „da, da fehlt's!! — O, so arbeiten zu können, wie man will und mag! Eigene Gedanken, Linien, Figuren! Ach — prächtig!“

„Und bei de Post bin ich, Georje. Wat sagste De dazu?“ unterbrach uns Albert. „Aber, nu weil wir uns so lange nicht jesehn haben, komm her, trinken wir eins zusammen. Ernste kommt doch mit.“

Da eilte Eugen auf mich zu.

„Ach, mein lieber Georg, das ist ja sehr reizend, daß Du erschienen bist. Es fehlt uns gerade fur unser Stück ein tüchtiger und unsichtiger Regisseur. Bei Deinem geläuterten Geschmaack und Deinem feinen Gefühl — Du kannst es uns nicht anschlagen, Georz!“

„Nein! Nein! Nein! Eugen, es geht nicht, ich



Die Blinde. Von G. v. Hoefflin.  
Photographie-Vergag der Photographischen Union in München.

habe mich ja noch nie mit so etwas ernstlich beschäftigt, ich kann es wirklich nicht annehmen, so gerne ich Euch zu Diensten sein möchte, aber ich möchte Euch doch auch nicht die Sache verhinzen.“

„Für Dein Können übernehme ich Garantie, es kommt nur auf Dein Wollen an.“

„Nein, nein, Eugen, ich traue es mir nicht zu.“

„Versuchs doch mal.“

„Ach wat, ziere Dir man nich! Wat is denn nu da schon bei, man feste, es geht schon!“ ermunterte Albert.

„Um keinen Preis, Georg, aus dem Stück kann auch der beste Regisseur nichts machen,“ flüsterte mir Ernst ganz leise zu.

„Eugen, ich kenne ja auch das Stück noch gar nicht. Morgen sage ich Dir Bescheid. Wenn es mir irgend möglich ist, gern, aber binden kann ich mich noch nicht.“

„Nun gut, mein Lieber, des Menschen Wille ist, wie man so zu sagen pflegt, sein Himmelreich,“ versetzte Eugen pilirt.

„Aber es ist schon fünf Minuten nach dreiviertel auf neun, um dreiviertel ist die Sitzung laut Statut anberaumt. Ich denke, meine Herren, wir begeben uns in den Sitzungssaal.“

Der Sitzungssaal war ein längliches Zimmer, in dem eine Reihe von Tischen und Stühlen stand. In der Ecke harrte ein eifertiger Kellner den Winkeln der Mitglieder.

Und da kamen sie nun Alle und es waren wohl fünfzig bis sechzig anwesend und nahmen in ernstlichen Gesprächen ehrfurchterweckend Platz.

Die Glocke des Präsidenten. Grabesstille im Zimmer. Man hörte nur von draußen her Gläser klappern und Dienstmoten lachen.

Eugen erhob sich, begrüßte die Anwesenden — er sprach in jedem Wort das dramatische A, ob ein A darin vorkam oder nicht — verlas laut § 18 der Statuten das Protokoll der letzten Sitzung und sagte, daß auf Schriftstück 330 I und 328 II an die Mitglieder Haas und Wohle mann Antworten eingelaufen wären. Dann ging er zur Tagesordnung über, Verlesen des Stückes und Belegung der Rollen.

Das Stück! Um! Von wem konnte es nur sein? Ich rieth und rieth, fand aber Niemand, dem ich eine derartige breite Mittelmäßigkeit zutrauen mochte. Es war eine richtige Dilettantenkomposition, ein Wirrwarr von Reminiszenzen, nirgends etwas Eigenes, etwas Selbstständiges. Es wäre ein Vastard von Björnsons „Fallsissement“ und Sudermanns „Ehre“ gewesen, wenn nicht der heilige Henrik\* einen Paralytiker und Gerhart\*\* der Große einen stets betrunkenen Kassenboten beigezeichnet hätten. Und dann war es so unglaublich ungeschickt angelegt. Personen erscheinen, wie die Geister in einem spiritistischen Klub, Niemand wußte, wo sie herkamen, Niemand, was sie eigentlich wollten, und ebenso räthselhaft, wie sie erschienen waren, verschwanden sie auch wieder. Die Handlung kroch, und trotzdem war in den Figuren keine Vertiefung, alle Schablonen! Der alte Bankier und Kommerzienrath, ein Rückenmäcker und herzloser Ganner; der ehrliche aber plumpe Buchhalter, der stets betrunkenen Kassenbote, die brave und die hochmüthige Tochter des Bankiers, der Kriminalkommissar, der verschuldete Lieutenant, der verschuldete Sohn, der die Tochter des Kassenboten verführt, alle Schablonen! Jeder neue Aufschwung gab sofort eine kurze Charakteristik und Lebensbeschreibung seiner Person, damit der Zuhörer nur nicht über die Rolle, die hier gespielt wurde, im Unklaren bleiben könne.

Ernst saß neben mir.

„Herrgott, Ernst, ich soll die Regie von diesem Schund übernehmen? Was mache ich da blos! Unmöglich! Nicht für eine Welt! Wer hat denn nur diesen Unsinn zusammengebracht?“ inschelte ich ihm zu.

„St! Aber reinen Mund gehalten, Eugen hat das Stück geschrieben, es soll Niemand wissen —“

„Eugen? Das ist unverzeihlich von ihm! Und es soll wirklich aufgeführt werden?“

„Ach, Georg, das ist ja so gleich, was hier

aufgeführt wird, die Leute hier haben ja gar kein Verständniß, das ist ja Alles so ein gediegener Literaturnöbel, — ekelhaft! Es ist ja so ein geistiges Proletariat, schandbar! Georg, davon hast Du ja keine Ahnung. Nichts wie Schmutzereien, Klatsch und Intriguen! Jeder weiß hier vom Anderen, ob er ein reines oder ein schmutziges Taschentuch bei sich trägt.“

„Woher der Glanz in dieser armen Hütte?“

„Ernst, befaßt Du Dich denn mit — — so etwas?“

„O ja, wie man's nimmt. Ein wenig. Ich hab' ja nicht viel Zeit. Ich muß immer des Nachts lesen, wenn ich schon einmal dazu kommen will.“

„Au Wack! Is det Stük nich famos?“ rief mir Albert über den Tisch zu. „Ich spiele den Kommerzienrath. Wenn ich so den Revolver nehme und mir um's Leben bringe —“ er warf sich in den Stuhl zurück und ließ die Arme schlaff herabhängen, um zu zeigen, wie schön er sich dann annehme.

„Bravo, bravo!“ Man klatschte, schrie und jubelte. Der Dichter verbeugte sich dankend.

„Herr Sasse hat es geschrieben, ganz allein, er hat sich von Niemandem helfen lassen,“ ging ein Flüstern durch die Reihen.

„Aber nun, meine Herrschaften, schreiten wir zur Diskussion, damit dem jungen Volk“ — er war selbst höchstens zwanzig Jahr — „doch noch Zeit für den gefälligen Theil des Abends bleibt,“ rief Eugen mit einer so lauten Stimme, als ob er in einer Volksversammlung spräche. „Hat Jemand gegen das Stück an sich oder die Aufführung desselben irgend etwas einzuwenden?“

„Nein! Nein! Nein! Nein!“ Klang es von allen Seiten zurück. Wieder verneigte sich der Dichter.

„Nun, gut, meine verehrten Anwesenden, gehen wir zum Vertheilen der Rollen über. Herr Geiger, unser verehrter Gast, wird die Freundlichkeit haben, die Regie an Stelle des Herrn Haas zu übernehmen —“

— O weh, o weh, da war jetzt schwerlich noch etwas für mich zu retten. Ich erhob mich und sagte einige unpassende Worte, daß ich gern mein Möglichstes thun würde, daß aber bei meiner knappen Zeit ich mich wohl nicht mit der nöthigen Vertiefung der Sache widmen könne, und ob es deswegen nicht vielleicht besser wäre, man würde einen Anderen damit betrauen. Ich wußte ja die hohe Ehre vollkommen zu schätzen, und ich fürchte eben nur, daß ich mich nicht der guten Sache so hingeben könne, wie es ihr gebühre.

Da erwiderte Eugen, daß die mitwirkenden Kräfte, mit Ausnahme seiner Benigkeit, so ausgezeichnet geschult wären, daß die Arbeit eines Regisseurs eine ebenso leichte, wie angenehme und dankbare wäre.

Darauf wußte ich nichts zu sagen, und so war ich Regisseur des Theatervereins „Novania“.

„Ich glaube,“ fuhr Eugen fort, „daß sich für die Rolle des Kommerzienrath Bucher unser liebes Mitglied, Herr Albert Nickel, ausgezeichnet eignen würde. Ins Allen steht noch seine wunderbar detailirte Leistung als Philipp in „Don Carlos“ klar vor Augen. Heldenväter und Charakterrollen liegen ihm am besten.“

„Nu, wenn es den Herrschaften anjuehm is, würde ich ja die Partie übernehmen. Denn wirklich, Allens wat recht is, sie gefällt mir,“ pflüchtete Albert bei.

„Falls kein Anderer die Rolle haben will, würde ich selbst den jungen Bucher spielen.“

„Bravo! Bravo!“

„Für den Ertel, den Buchhalter, können wir wohl auf der ganzen Welt keinen Besseren finden als unseren Ernst Sauer. Seine temperamentvolle, fein nuancirte Verkörperung des Kramer in „Sodoms Gude“ berechtigt mich zu diesen Worten. — Die Rolle des Lieutenant von Zettilly ist unserem lieben Erich von Wandel wie auf den Leib geschrieben.“

Ein endlos langer, junger Mensch — seine Augen lagen fast versteckt unter dicken Stirnwulsten, die untere Kinulade war stark nach vorwärts geschoben, außerdem stand der Kopf in keinem Verhältniß zur

Länge seines Körpers — er maß fast zwölf Kopflängen — erhob sich und sagte in einer Rede von zehn Minuten, daß er sich einverstanden erkläre.

„Den Kassendiener würde ich unserem Herrn Vener sehr empfehlen. Seine feine Beobachtungsgabe wird eine wunderbar pointirte und wohlgelungene Studie aus ihm machen, während der Kriminalkommissar in Herrn Gärtner einen glücklichen Vertreter finden würde.“

Nun käme er zur Belegung der Damenrollen. Am meisten hätte ihm die Frau Kommerzienrath Bucher Kopfschmerzen bereitet. Dieselbe von einer jüngeren Dame darstellen zu lassen, würde schwierig werden, und wie eine ältere Dame — „verzeihen Sie mir diese Unhöflichkeit —“ dazu finden? „Da kam ich auf einen glücklichen Gedanken: Wie wäre es, gnädige Frau —“ er wandte sich zu Frau von Wandel — „wenn Sie uns aus der Verlegenheit helfen würden. Ihr feines Verständniß, Ihr scharfes Urtheil — —“

„Ja! Ja! Ja! Ja! Bitte! Bitte! Bitte! Bitte!“ unterstüßte der Chorus der Novanen.

Frau von Wandel, die Mutter der zwölf Kopflängen und einer nicht einmal hübschen Tochter, war eine ehrwürdige, schöne Matrone, mit feistem, trotz des Doppellinns durchaus vornehmem Gesicht. Sie hatte alle Klassen der Lebensschule von der obersten bis zur untersten durchgemacht und verstand selbst noch jetzt in dieser plump-plebejischen Umgebung den Schein aristokratischer Würde aufrecht zu erhalten.

„Ja! Ja! Bitte, gnädige Frau, denn ohne die Frau Kommerzienrathin ist das ganze Stück unmöglich!“

Hier konnte ich Eugen nicht beipflichten. Niemand hätte es auch nur gemerkt, wenn sie gefehlt hätte. Sie griff nirgends in die Handlung ein und hatte auf die Personen des Stückes durchaus keinen Einfluß. Ihre ganze Beschäftigung bestand darin, Kaffee zu locken, eine Viertelstunde lang hinter der Szene in Weinkrämpfen zu liegen und eine Viertelstunde lang Bibelprüche zu zitiren.

„Nun gut, Herr Sasse, ich füge mich der Mehrheit,“ sagte Frau von Wandel mit Pathos und legte sich vornehm lächelnd in den Stuhl zurück.

„Meinen verbindlichsten Dank, gnädige Frau!“

„Sehen Sie, verehrte Anwesende, das nenne ich Vereinsinteresse,“ wandte er sich lehrerhaft an die Korona, „diese That kann ich den jungen Mitgliedern nur zur Nachahmung empfehlen.“

Ich hegte gerechten Zweifel, daß sich junge Mitglieder zur Darstellung von Kommerzienrathinnen eignen würden.

„Die Rollen der Veronika und Agathe Bucher können wir wohl in keine besseren Hände legen, wie in die der Damen Martha und Grethe Hübler.“

„Ich spiel' die Agathe!“ rief eine unangenehme Füstelstimme.

„Nein, meine Liebe, die Agathe werde ich spielen,“ leiste die zärtliche Schwester.

„Ich hoffe, daß die Damen untereinander darüber einig werden,“ beschwichtigte Eugen.

„Und ich spiel' doch die Agathe!“

„Nun bleibt uns nur noch die Rolle der Grethe Fischer. Ich will zugeben, daß ihre Rolle eine der schwersten im Stück ist, aber wer könnte sie von den Damen wohl besser freieren als Fräulein Mary Stempel, welche in ihren vortrefflichen Leistungen als Naive — —“

Weiter kam er nicht, da fuhr die Mutter, die versteinerte Niobe, auf —, wie man es nur wagen könne, so etwas ihrer Tochter anzubieten, eine solche Rücksichtslosigkeit hätte sie Herrn Sasse doch nicht zugezant! Eine solche Rolle, die kein feines Mädchen ohne zu erröthen mit ansehen könne, solle ihre Tochter, ihre Mary, die sie wie ihren Augapfel hütete, spielen! Nein! Nie und nimmermehr!

Hier möchte ich einschreiben, daß Fräulein Mary Stempel sich geschickt dieser Obhut zu entziehen verstand, und daß es Dinge gab, die alle Welt wußte, nur nicht die scharfsichtige Niobe.

„Aber verzeihen, gnädige Frau befinden sich im Irrthum. Diese Figur verstoßt in nichts gegen den Aufwand. Ich sehe es auf Konto meines schlechten Vorlesens, daß sie dieselbe so aufgefaßt haben, jedoch

\* Jbsen.

\*\* Hauptmann.

ich hatte sowie so noch die Absicht, eine kleine Charakterrolle einzuspielen, und dann kann ja Ihr Fräulein Tochter dieselbe übernehmen."

Niobe erklärte sich einverstanden und sank in die alte Lethargie zurück.

"Ja! Ja! Aber wenn übergeben wir jetzt die Rolle?" und er ließ seine Blicke im Zimmer umher-schweifen. "Ich wüßte wirklich nicht —", sagte er entnervt, "welcher von den Damen sie läge —"

"Ah, Fräulein Weise, wären Sie vielleicht dazu zu bewegen?"

Lies sprang entsetzt auf.

"Ich — aber ich habe noch niemals Theater gespielt!"

"Aber, Fräulein, nein! Das können Sie mir doch nicht einreden! Ihnen sieht man ja das Talent an der Nasenspitze an!"

Lies lächelte geschmeichelt.

"Ja, Herr Salle, wenn es einmal sein muß —, aber ich sage Ihnen vorher, Sie werden viel Mühe mit mir haben."

"O, die wird sich der Regisseur schon nicht verbrießen lassen," sagte Eugen mit einem verständnis-vollen Seitenblick, der mich in Harnisch brachte.

"Und nun, verehrte Anwesende, gehen wir zum geselligen Theil des Abends über." — "Tanzen! Tanzen!" rief es. "Ich glaube, wir fangen aber noch nicht gleich mit dem Tanzen an, sondern widmen noch eine halbe Stunde anderen gesellschaftlichen Unterhaltungen. Denn § 15 der Statuten sagt: Das Tanzen soll nur ein Nebenweck sein, und die Hauptsache die Hebung des geistigen Niveaus der Mitglieder."

Nur ungern fügte man sich diesen diktatorischen Worten.

Die Herren gaben Kraftproben im Heranbringen von Stühlen, Wegtragen von Tischen; man bildete einen großen Kreis und begann mit Gesellschafts-spielen.

Man trank ziemlich viel, und die Stimmung wurde eine animirte. Grundlos begannen junge Mädchen zu lachen, daß man fürchtete, sie würden erstickend und ebenso grundlos begannen andere zu schmolzen und sich beleidigt zu fühlen. Diese sangen, jene deklamirten:

"Lebt wohl ihr Berge, ihr gelübten Trüsten",  
Johanna sagt euch ewig Lebewohl —"

"Sein oder nicht sein, that is the question" —"

"Durch diese hohle Gasse muß er kommen —"

Und Lies — ich hatte sie den ganzen Abend nicht mehr gesprochen — war mitten in diesem Strudel, wie ihre Wangen glühten, wie ihre Augen leuchteten; Das war ja Leben! Das war ja Lust!

"Tanzen! Tanzen!" brach es plötzlich los.

Ich selbst tanze nicht, aber ich schaue gern zu. Ich liebe diese hellen, sittrigen Kleider, dieses Schwirren und Zittern des rauschenden Tanzgewühls. Ich liebe die schlanken, weißen Hälse, die stummernden Tüllkränze, die zu Boden gesenkten Köpfe mit den vorlauten Locken im Nacken, den sich blühenden Nasenflügeln und den fast geschlossenen Augenlidern. Jede Faser athmet Gemüth und Lebensfreude.

Ich gesellte mich, um nicht allein aufzufallen, zu einem jungen Mädchen und begann mich mit ihr zu unterhalten, denn Lies war für mich ja doch nicht zu haben. Die Tänzer zerrissen sich beinahe um sie, besonders Eugen tanzte fortwährend mit ihr. Mich ergriff plötzlich eine so rasende Eifersucht, daß ich Eugen hätte erdroffeln mögen, und in meiner Wuth begann ich dem jungen Mädchen, das mir ganz gleichgültig war, allerhand Zärtlichkeiten und Schmeicheleien zu sagen, begann zu lachen und sogar zu pfeifen. Da kam Ernst Sauer zu mir heran und warnte mich, ich solle vorsichtig sein, die Mutter beobachte mich, das wäre eine ganz gefährliche —, die glaube schon, wenn man zweimal mit ihrer Tochter tanzt, daß man sie heirathen wolle. Ich wurde von Minute zu Minute eifersüchtiger, um mich drehte und wirbelte Alles.

Plötzlich begann ich, es aus einem ganz anderen Gesichtspunkt anzusehen.

\* Das ist die Frage. (Ein Vers aus Shakespeares „Hamlet“.)

Wie sie tanzten, diese Bacchantinnen der Lebensfreude, ja Bacchantinnen, wie sie sich auch massiren mochten!

Einige legen ihren Kopf an die Schulter der meist größeren Herren mit einem Ausdruck religiöser Ekstase, die Anderen biegen ihren Oberkörper zurück und drehen sich so, als ob sie aufgezogen wären. Ihr Gesichtsausdruck ist starr und leblos, um der Welt durch vornehme Gleichgültigkeit zu zeigen, daß sie nur tanzen, weil es eben sein muß. Wieder Andere taktiren krampfhaft mit weitausegestreckten Armen, als ob sie nicht schnell genug vorwärts kämen. In ihren Zügen spiegelt sich ein wider Geschlechts-hunger. Ich weiß, ich sah Alles genau und trotzdem drehte es sich mir vor den Augen, als ob ich trunken wäre.

Da kam Lies auf mich zu. O, wie war sie schön! Leben! Leben! Ihre Wangen glühten, ihr Athem flog, ihre Augen glänzten.

"Aber, Georg, warum tanzt Du denn garnicht? Komm!"

"Nein, ich gehe jetzt," sagte ich kalt.

"Ach, Du mißgönnt mir auch die kleinste Freude," und ihre Augen füllten sich mit dicken Thränen.

"Was sollen denn die Leute von mir denken, angesehen hast Du mich vorhin, wie ich vorüber-tanzte, grad als ob Du mich fressen wolltest. Soll ich nicht mal mit Anderen tanzen, ich will doch auch tanzen, und Du tanzt ja nicht, Georg!" sagte Lies mit gepreßter Stimme.

"Ich gehe jetzt, Lies, kommst Du mit? Hier nicht — hier — vor allen Leuten — reden wir nachher darüber."

Da kam Eugen.

"O, Fräulein Weise, Sie wollen schon gehen? Nein! Aber da protestire ich energisch, mein verehrtes Fräulein, Sie hatten mir ja noch den nächsten Walzer versprochen. Und Ihr Versprechen — ein Königs-wort, darf man nicht drehen noch deuteln —"

"Nein, Herr Salle, es thut mir aufrichtig leid, aber ich muß fort. Das nächste Mal — sicher! — Sehen Sie, ich muß morgen so früh auf. — Es geht beim besten Willen nicht!"

"Ach, der Herr Regisseur wird schon auch noch ein wenig hierbleiben."

"Nein, Georg, wir gehen jetzt," und zwei Perlen rollten ihr über die Waden.

"Nun, Fräulein, zwingen kann ich Sie nicht. Also Donnerstag! Die Rolle schide ich Ihnen in den nächsten Tagen zu, oder ich bringe sie Ihnen eines Abends vor das Geschäft. Adieu, lieber Georg, adieu, mein Fräulein, die Pflichten des Vereins rufen mich!"

Wir gingen. Es war unfreundliches Wetter. In den ersten fünf Minuten sprach Keines von uns Beiden ein Wort. Mir that mein Benehmen von vorhin leid und Lies weinte.

"Lies —", begann ich endlich kleinlaut.

"Georg —"

Wie der Ton zitterte und nachhallte — ganz Liebe, ganz Hingebung. Da überkam es mich wieder. O, wie ich ihr gut war, mehr als Allen, Allen auf der Welt! Und dieser Einen hatte ich so begegnen können! Ich hätte ihr zu Füßen stürzen mögen und abbitten.

"Georg —", und es klang so unendlich traurig, "ich weiß ja, lange wirst Du mich nicht mehr behalten, dann werden wir auseinandergehen. Und es wird grad so sein, als ob wir — so sein — als ob — wir uns nie gekannt hätten —." Wie sie weinte! "Ich sehe ja täglich, daß ich Dich stets hemme und aufhalte. Wir sind so grundverschieden. Sieh einmal, Du bist so ganz anders wie all die Menschen, die ich bisher kennen gelernt habe, und ich — Du wirst — Du mußt — Deinen eigenen Weg gehen, Georg, und ich — Gott — wer weiß, wo ich einmal verkommen werde."

"Sieh einmal, Georg, ich hab' Dich ja so lieb gehabt, — von Kind an! Wie ich noch ein kleines Mädchen war und mit Dir umhergelaufen bin, wie ich Dich das erste Mal geküßt habe, Nächte lang habe ich Dir nachgeweint!"

"Meine Ehre — nein, nein Georg, ich mache

Dir keinen Vorwurf — ich habe Dich ja so lieb — so lieb —"

Mir wurde unendlich wehmüthig zu Muth. Ich biß mir auf die Lippen, aber trotzdem rollten auch mir die Thränen fortwährend über die Wangen. — Das erste Mal seit dem Tode meines Vaters, daß ich weinte.

All das, was Lies mir da sagte, hatte ich mir ja hundertmal selbst gesagt, es mußte ein Ende haben, aber jetzt nicht, jetzt nicht — später einmal —, nur jetzt nicht. Wie sollte ich denn ohne sie leben?

Aber es mußte ja sein — also —

"Lies, meine liebe, gute Lies — ja, wir müssen stark sein — wie schwer es uns auch fällt — Du kannst Dir ja garnicht denken, Lies, wie sehr ich — ach — Du weißt ja nicht — niemals mehr werde ich irgend Jemand auf der Welt so lieb haben. — Aber Du hast recht, wir müssen — noch heute gehen wir —"

"Georg!!" schrie sie so laut, daß es durch die öden Straßen gellte. "Verlaß mich nicht, bleib bei mir, ich hab' ja Niemand wie Dich, — Georg! Verlaß mich nicht, nur jetzt nicht! Ich habe ja keinen Menschen außer Dir! Du mußt bei mir bleiben! — O —"

Sie lag in meinen Armen und zitterte am ganzen Körper, und ich küßte ihr die Thränen vom Gesicht, küßte sie so lange, bis ihr Antlitz sich aufhellte, bis sie wieder lächelte.

"Nein, nein, Lies! Du mußt nicht an all das denken, was wir eben miteinander gesprochen haben! Ich bleibe bei Dir, ewig bleibe ich bei Dir, Lies!!"

(Fortsetzung folgt.)

## Pietà.

Von Hans Ostwald.

Er war gestern Abend gegen acht Uhr gestorben. Man hatte ihn auf seinem Bett aufgebahrt, bis der Sarg kam. Ueber dem weißen Leinen, das ihn bedeckte, zog ein schmaler Streifen der Morgensonne, der sich an den herabgelassenen Vorhängen vorbeidrangte, hinunter bis zu den Händen, die sich deutlich unter dem Tuch markirten. Dann fingen ihn draußen die in Blüthe stehenden Zweige einer großen Linde auf und es herrschte wieder gleichmäßiges, mattes Zwielicht im Zimmer.

Links, neben dem weißen Kachelofen, hing ein großer, mit Flor verdeckter Spiegel und gegenüber dem einfachen, birkenen Bett, in dem der Verstorbene achtzehn Jahre geschlafen, stand ein viereckiger, unförmiger Kasten — der Geldschrank. Alles leicht Fortzuschaffende hatten ehrfurchtsvolle Hände hinaus-gebracht. Es war auch noch nichts mit Blumen und Pflanzen ausgeschmückt, so daß das Zimmer in seiner Leere mit den grautapezirten Wänden einen unangenehmen Eindruck auf das Gemüth machte.

Die Flügelthür wurde aufgedrückt und die junge Wittwe trat herein, eine volle Erscheinung von fünf- unddreißig Jahren im schwarzen Kleid, über dessen Brustpuffen eine mattgoldene Kette fiel. Ihr folgten ein altes Mädchen, die Schwester des Verstorbenen, und seine beiden ältesten Söhne.

Die Wittwe ging langsam zum Bett und hob einen Zipfel des Tuches hoch: "Sieh ihn dir an," sagte sie.

Tante Rosa sah eine Weile stumm in das eingefallene Todtengesicht. Sie suchte nach den Zügen des Lebenden. Dann ließen ihr die starren Augen über und sie schluchzte: "So früh schon, so früh schon! —"

Die beiden Söhne standen an der anderen Seite des Bettes und blickten gedrückt von dem Todten zu den Frauen und dann wieder zu dem Todten hin. Der Jüngere nahm seine Hand an die Lippen und nagte an den Nägeln. Die junge Frau sah unverwandt in das Gesicht des Todten. Jetzt zeigte sich wieder ein kleiner Streifen des Sonnenscheins, der Staub spielte in ihm, gerade über den gefalteten Händen der Leiche; dann blinzelte dem jungen Weibe ein Strahl in die Augen. Sie trat zur Seite und

es fiel ihr ein, daß sie noch vor einigen Tagen heiter und übermüthig im Badeort die Sonnenkönigin in einem Sommernachtsfest gespielt, das ihr Freund, der Schauspieler, inszenirt hatte.

Mit solchen kostspieligen Vergnügungen würde es nun vorbei sein, wenn ihr fleißiger Mann nicht doch etwa mehr hinterlassen, als sie annehmen konnte. Er hatte immer so brav für sie und die Kinder gesorgt. „Ach, daß er so plötzlich sterben mußte!“ sagte sie und umschlang laut schluchzend die Schwägerin, die sie heftig an sich drückte.

„Siehst Du, ich sagte ja immer, er arbeitet zu viel,“ sprach diese. „Aber er konnte nicht hören. Er hatte keine Ruhe, keine Ruhe. — Wenn Ihr auf der Reise war't, hat er immer Nachts bis zwölf, ja bis ein Uhr gerechnet. Er hat sich für seine Familie angetrieben. Und dann sein Amt als Kirchenältester — du lieber Gott! Nimm ihn in Gnaden auf, denn er war ja so fromm!“

„Er, er wird doch nichts der Kirche hinterlassen haben?“ fragte die junge Wittwe schüchtern die fromme Dame.

„Oh!“ meinte diese, „da hätte er nicht recht an seiner Familie gehandelt. Er hat ja bei Lebzeiten genug für die Kirche gethan. Seine Arbeiter blieben alle fromm und mühten in die Kirche gehen. Sie sind doch alle recht brave, zufriedene Leute. Und nun muß er sein Lebenswerk so verlassen. Du willst es auch nicht weiter führen?“

„Nein; sieh 'mal, ich verstehe davon nichts und Paul ist noch zu jung, um einem so großen Unternehmen vorstehen zu können.“

„Ich will auch garnicht Krämer werden!“ sprach Paul unwillig, ein junger Mann mit idealem Blick und zynischen Zügen um den Mund. Dabei strich er sich mit seinen Händen, deren Nägel scharf und spitz zugeschnitten waren, die wirren Haare aus der Stirn.

„Nein, nein! Du sollst ja Schauspieler werden,“ beschwichtigte die Mama. „Ich hoffe, Du wirst den Namen des Todten zu Ruhm und Ehren bringen, damit sein arbeitsvolles Leben wenigstens im Tode belohnt wird.“ Indessen bedeckte sie die Leiche.

Tante Rosa reichte ihr die Hand; man stand sich schweigend gegenüber in dem stichig nach Keller riechendem Zimmer. Die Wittve mußte an die reine, lebensschwängere, erfreuende Lust im Badeorte denken.

Eine große Fliege stieß wüthend mit Surren an das Fenster; sie sah draußen Gefährten sich jagen und paaren und wollte zu ihnen.

Der zwölfjährige Willy trat hinzu und schlug nach ihr.

„Willst Du nicht die Papiere des Todten durchsehen?“ fragte die Tante.

„Ach ja!“ sagte die junge Frau und schloß feufzend den schweren Tresor auf.

Da lagen die vielen Hauptbücher, an denen der Verstorbene so rastlos gerechnet hatte, immer zum Wohle seiner Familie, rücksichtslos gegen sich und Andere. Er war niemals krank gewesen, hatte sich nie eine Ruhepause gegönnt, nun war er in der großen, endlosen Ruhe.

Die junge Wittve ward ganz wehmüthig, als sie sah, mit welcher Sorgfalt er Alles geordnet hatte.

Ach ja, sie hätte ihn liebevoller pflegen sollen, dann könnte sie noch solche schöne Badereisen machen. Daß man auch immer erst an seine Pflichten denkt, wenn es zu spät ist! — Ja, nun mußte einfacher gelebt werden.

Paul hatte eine kleine Schachtel herausgenommen und sie geöffnet.

„Vaters goldene Uhr,“ sagte er, und steckte sie in seine Westentasche.

Willy drängte sich vor: „Die goldene Kette bekomme ich aber!“

„Aber Kinder!“ rief die nervöse Tante Rosa; „Ihr werdet Euch doch nicht zanken! Bedenkt, wo Ihr seid!“

„Solch dummer Junge!“ sagte Paul und hatte sich die Kette ein, worüber Willy heulte.

„Willychen, sei nur ruhig,“ tröstete die Mama, „Du bekommst ja auch etwas.“ Damit kramte sie alle Schachteln und Kästchen aus, in denen der Verstorbene voll sorgendem Eifer kostbaren Inhalt gesammelt hatte. Willy stellte sich vor seine Mutter und nahm einen alten, schwarzgoldenen Ring an sich — die Wittve und ihr Aeltester waren emsig an dem Auskramen der vielen Säckelchen beschäftigt. Ganz hinten stand ein sammetgepolstertes Kästchen.

„Das ist etwas Besonderes!“ flüsterte erwartungsvoll febernd die Frau. Bei ihrem hastigen Oeffnen fielen alte vergilbte Briefe heraus.

„Solch Quark!“ sagte Paul verächtlich und wühlte die Umschläge mit den Staatspapieren hervor.

„Denk 'mal, die Liebe!“ sagte die Mama zu Tante Rosa. „All die Briefe aus unserer Brautzeit und all die Bänder und Schleifen!“

Dann griff sie schnell nach den Geliebten:

„Aber Paul! Welch eine Unordnung richtest Du dort an!“

Tante Rosa schlug die Hände zusammen: „Wenn das der gute Mann sähe! Oh! Ihr haut ja wie die Bandalen in seinem geliebten Heiligthum!“

„Nein, ich sage auch, Ihr habt auch gar keinen Respekt vor dem Theuersten Eurer Eltern!“ sprach zürnend die junge Frau. „Ihr seid doch gar zu pietätlos!“

Sie öffnete die Konvertis und zählte die Staatsschuldenscheine auf das Bett über die Kniee des Todten, die scharf hervorstanden.

Es waren wirklich nicht genug, um von deren Zinsen noch die gewohnten Reisen mit dem Freund machen zu können.



### Aus dem Papierkorb der Zeit

**Die Blinde.** (Zu unserem Bilde.) Inmitten einer blühenden Landschaft sitzt sie — unter dem tiefblauen Himmel des Südens. Sie lauscht dem leisen Klauschen der hohen Pinien, dem melodischen Murren der Wellen; weiche Winde tragen den Duft der Blüten über den See, und von den fernen Bergen ziehen Schaaaren von Vögeln herüber und ihr Flügelgeschlag schallt hoch über dem lichten Marmorbau. An die Säulen gelehnt, sitzt die Blinde auf der Terrasse. Sie hört die tausend Stimmen der Natur, die zu ihr sprechen. Langsam ordnet sie die Blumen zu einem Kranz und ein mildes, friedliches Lächeln liegt auf den jugendlichen Hüften. Sie weiß ja nicht, was ihr ver sagt ist, sie weiß nicht, daß die Natur ihr das Schöne und Höchste verweigert hat: das Augenlicht. Wohl ahnt sie die große Welt da außer ihr, wohl ahnt sie d'e Pracht, die sie umgibt — aber was es ist, wie diese Welt aus sehen mag, die Berge in der Ferne, die Sonne hoch oben, die Bäume mit ihrem dunklen Grün — das Alles ist für sie, die Blinde, verloren. Ihre Welt ist eine andere, als die Welt der Sehenden. Ihre Welt ist eine einzige, lange Nacht, in der seltsame Töne und Gerüche bloß ihr sagen, daß noch Leben darinnen ist — und aus der Nacht des Lebens wird sie einst hinübergehen in die große Nacht des Todes, ohne je die Schönheit des Lebens erfaunt zu haben.

**Innerhalb und außerhalb der Mauern.**  
Gründlich vergründen sie drin des Volkes zu begründendes Grundrecht,  
Draußen indeß grundschlecht wird es dem Volke zu Ruth.  
F. Dingelstedt.

**Vorgerath.**  
Mußt du dir den Vorger suchen,  
Weil der Hunger dich bedroht,  
Läß ihm vor, du brauchst für Auchen,  
Sage nie, dir fehlet Brot.  
D. Gont.

Ein guter Ruf ist wie ein stattlich Haus;  
Das baut sich Stein um Stein allmählig aus,  
Doch mit gewissenloser Hand  
Im Ru steht es ein Lump in Brand.

Was schiltst du immer auf die Welt,  
Da Alles doch so schön bestelt?  
Dem Einen ward Tugend, dem Anderen Wissen,  
Dem Dritten ward ein zart Gewissen;  
Und wer nicht achtet auf diese Drei,  
Der verfällt der himmlischen Polizei.

Du starrst und weißt es nicht zu deuten,  
Daß X so vielen Spott verdant.  
Doch wer sich pflegt um Geld zu häuten,  
Der fährt nicht gratis aus der Haut.

Du hast einen viel zu geschmeidigen Rücken,  
Mein Freund, um die Menschheit zu beglücken!  
Die Zeit will Männer, die sich erheben,  
Nicht solche, die sich mit Anstand bücken.

**Unsterblichkeit.**  
Die größte Unbescheidenheit  
Ist Anspruch auf Unsterblichkeit,  
Die Zumuthung an die Natur,  
Diese dürftige Menschent Creatur,  
Selbst in den mizlungsten Exemplaren,  
Für ewige Zeiten aufzubewahren.

Das ist ein Fürst, der das Talent  
Huldvoll verschont. Dem feins geworden,  
Dem deckt er gnädig und bezent  
Die Lücke zu mit einem Orden.  
G. Leuthold.

**Wer ist klüger?**  
Die Maus, als dummes Thier bekannt,  
Fängt man mit gebrannten Schwarten.  
Den Menschen aber, das Thier mit Verstand,  
Erwischt man mit — Redensarten.  
S. Kraßberger.

### Räthsel-Ecke

**Räthsel.**  
Wie Mancher hofft von Jahr zu Jahr  
Durch Eins und Drei auf Wohlstand gar,  
Und doch, er macht ihn nicht, den Gang,  
Er bleibt Zwei sein Leben lang.  
Noch Andre werden Zwei dabei,  
Weil sie veräunnt, was nöthig sei;  
Selbst zu Verbreden trieb die Gier  
Nach Eins und Drei schon Manchen schier.  
Durch eigne Zwei mußt du das Glück  
Kraftvoll abringen dem Geschick.  
Denn Alle spotten heut der Narren,  
Die thöricht auf das Ganze harren.

**Auflösung des Dahlen-Räthfels in Nr. 10:**  
Menelik — Umberto.  
Muskan — Epigramm — Rabob — Enterpe —  
Lugger — Ingolstadt — Kladio.

### Briefkasten.

Elegante Einbanddecken für Jahrgang 1896 der „Neuen Welt“ nebst Inhaltsverzeichnis sind durch die Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW., Douthstraße 2, zu beziehen.

### Nachdruck des Inhalts verboten!

Alle für die Redaktion bestimmten Sendungen wolle man an Edgar Steiger, Leipzig, Döhr. 14, richten.

### Schnitzel.

**Der Adelige.**  
Dieser Mann mit wick'ger Miene,  
Einen Orden auf der Brust,  
Trägt die Nase hoch und rämpft sie  
Ueber die gemeine Luft.  
Wie sie plandern rings und lachen,  
Er bleibt immer ernst und stumm;  
Er hat zweihundertthig Ahnen  
Und ist ungeheuer dumm.  
Weiter ist er nichts hienieden,  
Doch ist sein Verdienst nicht klein;  
Wenn er selig einst verstorben,  
Wird er auch ein Ahne sein.  
Adolf Glasbrenner.